

JOHN OLE ASKEDAL

DEUTSCHE TEIL- UND REGRAMMATIKALISIERUNGEN

ABSTRACT: *Halted Grammaticalization and Regrammaticalization in German*

The present paper deals with some putative cases of so-called ‘halted’ or ‘arrested grammaticalization’ in the history of German. The following phenomena are discussed: Old High German perfect auxiliaries; the modals ‘shall’, ‘will’ and the transformative copula *werden* as sources of future auxiliaries in Old, Middle and New High German; some shortened verb forms in Middle High German; the Old High German etc. pronoun of identity *der selbo* used as a demonstrative or personal pronoun; the inflection of determiners, quantifiers and adjectives in New High German; Old High German *thô, dô* and Middle High German *ez* as syntactic ‘place-holders’ in sentence-initial position; the syntactic status of the German so-called ‘ethical dative’; and the demise of Old High German *-lihho*, Middle High German *-liche* as an adverb-forming suffix. It is claimed that certain general language-specific, ‘characterological’ patterns influence the way in which the grammaticalization developments in question are halted or, sometimes, given another direction by way of regrammaticalization.

KEYWORDS: Old/Middle/New High German; historical linguistics; (halted) grammaticalization; regrammaticalization; linguistic characterology

1. Einleitung

Im Folgenden sollen aus der deutschen Sprachgeschichte einige Beispiele für nicht zu voller „Reife“ gelangte Grammatikalisierungsprozesse zur Diskussion gestellt werden, die ggf. zur „Regrammatikalisierung“ Anlass gegeben haben dürften.

Grammatikalisierung bedeutet nach allgemeiner Auffassung, dass aus einem nicht-grammatischen ein grammatisches Element wird. Weitere, auf diesem Verständnis basierende Möglichkeiten sind, dass ein schon grammatikalisiertes Element sich in die gleiche Richtung weiterentwickelt und dadurch eine höhere Grammatikalisierungsstufe erreicht oder dass es eine andere grammatische Funktion erhält; im letzteren Falle ist von „Regrammatikalisierung“ die Rede. Während in frühen Phasen der Grammatika-

lisierungsforschung formale, morphosyntaktische Aspekte von Grammatikalisierungsvorgängen im Vordergrund standen, bahnt sich seit einiger Zeit die Ansicht an, dass Grammatikalisierungen im Ausgangspunkt funktionale Motivation haben und sich demnach zunächst im semantischen Wandel manifestieren; daraufhin stellen sich morphosyntaktische Entwicklungen gleichsam als kennzeichnende Begleiterscheinungen ein („form follows function“ chronologisch verstanden; vgl. z. B. Askedal 2005a: 226). Ursprünglich standen dabei Einzelwörter im Vordergrund (Meillet 1912; so weitgehend noch bei Hopper/Thompson 2003); neuerdings werden eher ganze Konstruktionen als Grammatikalisierungsbasis ins Auge gefasst (Himmelman 2004: 31; Stathi/Gehweiler/König 2010: 3).

Wichtige Annahmen bzw. Einsichten der Grammatikalisierungstheorie sind erstens die These der „Unidirektionalität“ oder Nichtumkehrbarkeit (Irreversibilität) von Grammatikalisierungsvorgängen sowie zweitens die Feststellbarkeit universell wirksamer „Grammatikalisierungspfade“ oder „-kanäle“.

Die Unidirektionalitätsthese wurde in der Forschung mehrfach in Frage gestellt, ohne dass bisher über ihre Gültigkeit oder Nichtgültigkeit allgemeine Einigkeit erzielt werden konnte (vgl. z. B. Haspelmath 1999; Hopper/Thompson 2003: 34). Damit eng verbunden ist die gleich umstrittene Frage nach der empirischen Nachweisbarkeit von „Degrammatikalisierung“ als Rückgängigmachen von Grammatikalisierung (Askedal 2008; Norde 2009: 1f. et passim).

Die Grammatikalisierungspfadkonzeption besagt, dass sich in verschiedenen Sprachen aus gleichartigen Quellzuständen gleiche grammatische Funktionselemente entwickeln können (Heine/Kuteva 2002). Das Vorhandensein eines bestimmten Quellzustandes in einer Sprache ist eine notwendige, aber keine zureichende Bedingung für die Aktivierung eines bestimmten Grammatikalisierungsvorgangs; d. h., der Vorgang erfolgt nicht mit Notwendigkeit in allen Sprachen, in denen der entsprechende Quellzustand vorhanden ist, und in Sprachen, in denen er in Gang gekommen ist, muss er auch nicht alle im Regelfall anzunehmenden Entwicklungsstufen durchgemacht haben.

Die Auffassung, dass Grammatikalisierungsvorgänge mehrere unterscheidbare Entwicklungsstufen umfassen können, lässt auch die Frage nach deren Umkehrbarkeit bzw. Rückgängigmachen aufkommen. Dies impliziert die Möglichkeit von „angehaltenen“ Grammatikalisierungsvorgängen, die entweder auf der Strecke bleiben oder als Grammatikalisierungsanfänge mit beschränkter Funktionalität ins Stocken geraten (engl. „halted“ oder „arrested grammaticalization“, Janda 2001: 311; „retraction“, Haspelmath 2004: 33f.); dies wird im Folgenden zusammenfassend als „Teilgrammatikalisierung“ bezeichnet. Die Möglichkeit von „Regrammatikalisierung“ (vgl. z. B. Norde 2009: 107f.) als Funktionswechsel eines grammatischen Elements ist ebenfalls im Rahmen der Pfad- bzw. Stufenkonzeption zu sehen.

2. Perfektauxiliar aus Possessivvollverb

Aus Possessivausdrücken können sich temporale Perfektkonstruktionen entwickeln (Heine/Kuteva 2002: 245), wie dies bei den ahd. Possessivverben *habên* und *eigan* der Fall ist. Ausgangspunkt ist dabei eine Konstruktion mit Akkusativobjekt und damit kongruierendem passivischem Partizip als Koprädikativ. Vgl. (1a), (2a) (die nachstehenden und folgenden Beispiele sind großenteils Lockwood 1968 und Dal/Eroms 2014 entnommen):

- (1) a. *phîgboum habêta sum giflanzôtan in sînemo wîngarten* (Tatian; kongruierendes Partizip)
 ‚Jemand hatte in seinem Weingarten einen Feigbaum gepflanzt.‘
 b. *then tôd habêta funtan thiû hellâ* (Otfrid; nichtkongruierendes Partizip)
 ‚Die Hölle hat ihren Tod gefunden.‘
- (2) a. *sie eigan mir ginomanan lioban druhtîn mînan* (Otfrid; kongruierendes Partizip)
 ‚Sie haben mir meinen lieben Herrn genommen.‘
 b. *christiânun namun intfangan eigut* (Otfrid; nichtkongruierendes Partizip)
 ‚Den Namen Christi habt ihr empfangen.‘

Die Grammatikalisierung ist hier durch den semantischen Wandel des Partizips vom Passiv zum Aktiv (1a und 2a) markiert, und darüber hinaus durch den Verlust der morphologischen Kongruenz am Partizip (1b und 2b) (was im Althochdeutschen freilich ein allgemeinerer, auch in Perfekt- und Passivkonstruktionen mit *sein* und bei adjektivischen Prädikativen sich vollziehender Prozess ist; Fleischer 2007) sowie durch Ausdehnung der Konstruktion auf syntaktische Kontexte ohne (nominales) Akkusativobjekt (Dal/Eroms 2014: 139).

Eigan wurde schon zu althochdeutscher Zeit als Perfektauxiliar aufgegeben. Die Gründe dafür mögen zum Teil lexemspezifisch, zum Teil allgemeiner Art sein. Im Unterschied zu *habên* war *eigan* morphologisch defektiv und besaß im Indikativ keine Singularformen (Braune/Reiffenstein 2004: 304f.); im Laufe der althochdeutschen Zeit wurde *habên*, bei dem ein vollständiges Paradigma zur Verfügung stand, verallgemeinert.

Allgemein ist festzustellen, dass deutsche Auxiliärverben in der Regel nicht in stilistisch oder anderweitig motivierten Dubletten auftreten; die einzige Ausnahme dürfte der Wechsel von *bekommen*, *kriegen* und *erhalten* im eher rezenten Rezipientenpassiv (Askedal 2005a: 225f.; Lenz 2013: Kap. 5.2) sein. Das deutsche Perfekt bleibt freilich bei der althergebrachten lexikalisch-semantischen Komplementarität von *haben* und *sein* und stimmt darin mit dem benachbarten Niederländisch, Friesisch, Dänisch einerseits und dem konservativen Inselskandinavisch andererseits überein, während im Englischen und Schwedischen ‘haben’ verallgemeinert wurde (Askedal 2005a: 108).

3. Futurhilfsverben

Aus Modalverben können sich, ausgehend von ihrer inhärent prospektiven Bedeutung, durch (wohl kontextbedingte) modale Desemantisierung Futurhilfsverben entwickeln (Heine/Kuteva 2002: 116, 218). Von dieser allgemeinen Tendenz sind sämtliche germanischen Sprachen, einschließlich des älteren Deutsch, betroffen (Askedal 1995: 116–118). Dabei kommen vor allem *sollen* (3) und *wollen* (4) zum Tragen (Dal/Eroms 2014: 151f.):

(3) Althochdeutsch:

er scal sinen drūton thrāto gimuntōn (Otfrid)
 ‚Er wird seine Freunde gut schützen.‘

Mittelhochdeutsch:

ir sult ir willekomen sîn
 ‚Ihr werdet ihr willkommen sein.‘

(4) Althochdeutsch:

then alten Satanasan wilit her gifāhan (Otfrid)
 ‚Er wird den alten Satan fangen.‘

Mittelhochdeutsch:

ir welt iuch alle vliesen, welt/sult ir die recken bestân
 ‚Ihr werdet alle zugrunde gehen, wollt/sollt ihr diese Recken bekämpfen.‘

Gegen Ende der mittelhochdeutschen Zeit tritt der zukunftsbezogene Gebrauch von ‚sollen‘ und ‚wollen‘ im Hochdeutschen zurück, und ihre futurische Funktion wird von dem transformativen Kopulaverb *werden* übernommen (Westvik 2000); universell gesehen stellt dies einen ziemlich viel selteneren Grammatikalisierungspfad für Futurausdrücke dar. Als Erklärung dafür ist vorgeschlagen worden, dass die Entmodalisierung von ‚sollen‘ und ‚wollen‘ nicht dermaßen weit gediehen sei, dass sich eine modal neutrale Zukünftigeitsbedeutung habe durchsetzen können. Dafür spricht, dass im Deutschen keines der beiden Einzelverben verallgemeinert wurde (etwa im Unterschied zu *zullen* und *sille* ‚sollen‘ im Niederländischen bzw. Friesischen). Es scheint also, dass der mit modaler Abschwächung verbundene Zukunftsbezug bei den deutschen Modalverben eher eine offene Möglichkeit blieb, als dass sich daraus eine eigenständige systematische Funktion entwickeln konnte.

Während der in (3)–(4) veranschaulichte futurische Bezug von *sollen* und *wollen* offensichtlich in der nicht propositional bezogenen ‚objektiven‘ oder ‚deontischen‘ Modalbedeutung der beiden Verben wurzelte, bestehen zwischen der subjektiv-modalen, ‚epistemischen‘ und der futurischen Verwendung von *werden* systemhafte Beziehungen. Dies kommt u. a. darin zum Ausdruck, dass gleich gebaute Sätze zwischen einer futurischen und einer subjektiv-modalen Lesart ambig sind:

(5) *Er wird da sein.*

Entweder a.: ‚Er wird zu einem bestimmten künftigen Zeitpunkt da sein.‘

Oder b.: ‚Er ist vermutlich schon jetzt da.‘

Ähnlich wie die Modalverben ist auch die zugrunde liegende transformative Kopula *werden* durch inhärente Prospektivität gekennzeichnet (*er wird krank* impliziert, dass er noch nicht krank ist), die aber, im Unterschied zur objektiv-modalen Prospektivität der Modalverben, propositional bezogen ist. Im Hinblick auf Prospektivität ist bei der (a)-Interpretation von (5) von der zeitlichen Situierung eines Sachverhalts in der Zukunft die Rede, während bei der (b)-Interpretation das Urteil über das Bestehen eines vorgestellten gegenwärtigen oder vergangenen Sachverhalts (d. h. die Feststellung des Wahrheitswertes der betreffenden Aussage) der Zukunft vorbehalten ist.

Der Zusammenhang zwischen auf ähnliche Weise propositionsbezogener Futurfunktion und epistemischer Verwendung geht klar hervor aus dem bei beiden Verwendungen maximal übergeordneten Stellenwert von *werden* in hierarchisch aufgebauten Verbketten (Askedal 2005b: 189ff.). Ein Modalverb kann unter keinen Umständen dem infinitivregierenden *werden* übergeordnet, sondern nur untergeordnet sein, und zwar nur bei objektiver Bedeutung:

(6) a. *Sie wird diese Arbeit bald erledigen können.*

b. **Sie kann diese Arbeit bald erledigen werden.*

Infolgedessen gibt es, in traditioneller Formulierung, keinen periphrastischen „Infinitiv des Futurs“ (Dal/Eroms 2014: 154). Dafür gilt das objektiv-modale *wollen* mit Infinitiv – von den syntaktischen Skopusverhältnissen her wohl nicht ganz zu Recht – in Fällen wie (7a) als „Infinitiv des Futurs“:

(7) a. *Er scheint nicht arbeiten zu wollen.*

b. **Er scheint nicht arbeiten zu werden.*

Das mit dem Infinitiv Perfekt gebildete sog. Futur II hat bekanntlich selten rein temporale, sondern vorrangig propositionsbezogene epistemische Bedeutung (8a), auf die gleiche Weise wie entsprechende Konstruktionen mit subjektivem Modalverb (8b):

(8) a. *Er wird es verstanden haben.*

b. *Er dürfte/kann/mag/muss/soll/will es verstanden haben.*

Als Ergebnis der Verdrängung von *sollen* und *wollen* als Futurauxiliar durch *werden* sowie der Herausbildung epistemischer Modalverbverwendungen wird folgende semantische Systematik sichtbar:

(9)	objektiv:	subjektiv:
MV	deontisch-modal	epistemisch-modal
<i>werden</i>	futurisch-temporal	epistemisch-modal

Zwischen den Modalverben einerseits und *werden* andererseits besteht immerhin der generelle Skopusunterschied, dass *werden* stets, Modalverben aber nur bei epistemischer Verwendung propositionsbezogen sind, wie die hierarchische Strukturierung deutscher Verbketten deutlich zeigt (vgl. (6)–(8)).

4. Kurzformen gewisser mittelhochdeutscher Verben

Das Mittelhochdeutsche besaß sowohl volle wie auch „kontrahierte“, kürzere Infinitiv- und Präsensformen von einer Reihe hochfrequenter Verben, insbesondere *haben*, *lassen*, *gehen*, *stehen* (de Boor/Wisniewski 1998: 149f.). Wenn angenommen wird, dass Grammatikalisierung häufig mit erhöhter Vorkommenshäufigkeit verbunden ist (vgl. z. B. Askedal 1997 zur relativen Frequenz von epistemisch-modalem und lexikalischem *drohen* mit *zu*-Infinitiv) und dies im Verlauf der weiteren Entwicklung zu phonetischer Abschleifung führen kann (Hopper/Thompson 2003: 127f.), wäre vielleicht zu erwarten, dass die Kurzformen bevorzugt in Hilfsverbfunktion auftreten würden. Diese Erwartung scheint sich in Bezug auf das mittelhochdeutsche ‘haben’ zu bestätigen (de Boor/Wisniewski 1998: 150); bei den übrigen Verben kommen ausgeprägte Hilfsverbfunktionen kaum in Frage.

Das gegenwärtige *haben*-Paradigma besteht aus einer Mischung ehemaliger Voll- und Kurzformen, bei denen die Frage nach einer etwaigen funktionalen Verteilung entfällt. Etwa das Gleiche gilt grundsätzlich bei *gehen* und *stehen*, wo grammatikalisierte Hilfsverbformen nicht (oder nur am Rande) anzunehmen sind. Die historischen Kurzformen von *lassen* haben in der heutigen Standardsprache keine Spuren hinterlassen.

Die heutige *haben*-Morphologie zeigt, dass die funktional motivierte Differenzierung, die im Mittelhochdeutschen wenigstens in Ansätzen vorhanden sein mag, rückgängig gemacht worden ist. Dieser Sachverhalt stimmt mit zwei allgemeinen Zügen bei der Entwicklung deutscher Hilfsverben überein. Erstens: Mit der Ausnahme der Modalverben, die sowieso ein historisch-morphologischer Sonderfall sind, besitzt jedes deutsche Hilfsverb ein nicht-grammatikalisierendes, lexikalisches Pendant, von dem aus die grammatische Hilfsverbverwendung sich entwickelt hat (vgl. z. B. dazu auch Askedal 1999). Zweitens: Die Unterschiede zwischen der neueren Hilfsverbverwendung und der älteren Vollverbverwendung sind semantischer und syntaktischer, nicht morphologischer Art, d. h. die funktionale Spaltung hat keine morphologische Spaltung zur Folge (vgl. Heine/Kuteva 2002: 3f.). Dies widerspricht der Vorstellung, dass phonetische Abschleifung ein integraler Teil von Grammatikalisierungsprozessen sei (vgl. etwa das „Cline“ von Hopper/Traugott 2003: 7).

5. Im Sinne von Demonstrativ- oder Personalpronomina fungierende Identitätspronomina

Durch Abschwächung ihrer markiert deiktischen Funktion übernehmen Demonstrativpronomina häufig die Funktion von Personalpronomina (Heine/Kuteva 2002: 112f.). Ähnlich kann bei Identitätspronomina der Identitätsbezug dermaßen verblassen, dass sich daraus eine allgemeinere demonstrative oder schlechthin personale Referenz ergibt, wie dies auf unterschiedlichen Stufen der deutschen Sprachentwicklung zu beobachten ist (vgl. Behaghel 1923: 338f.; Dal/Eroms 2014: 84):

(10) Althochdeutsch:

zi iru sprah thō ubarlūt / ther selbo druhtines drūt (Otfrid)
 ‚Zu ihr sprach dann der Vertraute des Herrn sehr klar.‘

Mittelhochdeutsch:

er las daz selbe mære (Hartmann von Aue)
 ‚Er las diese Geschichte.‘

Neuhochdeutsch:

dies Gerücht erscholl in dasselbe ganze Land (Luther)

Neuhochdeutsch:

die Himmel erzählen die Ehre Gottes ... er hat der Sonne eine Hütte in denselben gemacht (Luther)

Insofern als die betreffenden pronominalen Subkategorien herkömmlicherweise zu den grammatischen Funktionswörtern gerechnet werden, haben wir es hier mit einem Übergang von niedrigerem zu höherem grammatischem Status zu tun. Der in Frage stehende referenzielle Funktionswechsel kann auch als ein Beispiel für „Regrammatisierung“ verstanden werden.

Es scheint, dass eine solche abgeblasste Verwendung von *derselbe* auf früheren Sprachstufen häufiger vorkam als heute. Vor allem der Gebrauch als Determinativ in attributiver Position fällt aus heutiger Sicht auf. Am ehesten dürfte heute eine Referenz klärende Verwendung stilistisch vertretbar sein. Vgl. (11):

(11) a. *Täglich ritt er_{i,j} aus auf seinem Schimmel_{i,j}, bis derselbe_{i,j}* [statt: er_{i,j}] *starb.*

b. *die Zeit zwischen meiner Heimkehr ins Vaterhaus und meinem Verlassen desselben* [statt: *seiner[?]/dessen]

Aber auch dies scheint im heutigen Deutsch nicht allzu häufig vorzukommen. Insgesamt dürften frühere Tendenzen zur Abschwächung des Identitätsbezuges weitgehend zum Stillstand gekommen sein. Neben stilistischem Unbehagen lassen sich dafür auch grammatische Gründe anführen: Die in Frage stehenden Pronomentypen haben typischerweise unterschiedliche Silbenstruktur. Das Identitätspronomen *derselbe* ist

durchgehend dreisilbig, das übliche proximale Demonstrativpronomen *dieser* zweisilbig (mit der besonderen Form *dies* als Alternative zu *dieses* als einziger einsilbiger Ausnahme), und Personalpronomina sind entweder ein- oder zweisilbig. Die Verteilung der ein- und zweisilbigen Formen des Personalpronomens ist in (12) angegeben:

- (12) a. Monosyllabische Personalpronomina: *ich, mich, mir; du, dich, dir; er, ihn, ihm; sie, ihr; es; wir, uns; ihr, euch.*
 b. Disyllabische Personalpronomina: Dat. Pl. *ihnen*; sämtliche Genitivformen im Sg. und Pl. *meiner, deiner, seiner, ihrer, unser, euer.*

Insgesamt scheinen die zweisilbigen Formen kategoriell markierter (etwa im Sinne von Greenberg 1966: 32f., 37f.) zu sein als die einsilbigen: Im Bereich der Objekte ist der Akkusativ der normale, unmarkierte Kasus des direkten Objekts und erscheint nur ausnahmsweise als indirektes Objekt (bei *lehren* und einigen wenigen anderen Verben). Umgekehrt ist der Dativ der normale Kasus der markierteren Funktionskategorie indirektes Objekt und, weil als alleiniges (direktes) Objekt auf eine listenmäßig erfassbare Gruppe regierender Verben beschränkt, als Kasus des direkten Objekts markiert. Der Plural ist im Verhältnis zum Singular markiert. Der Dativ Plural ist demnach insgesamt eine relativ stark markierte Kategorienkombination.

Der markierte Charakter der Personalpronomina im Genitiv ist noch ausgeprägter. Die Hauptfunktion des Genitivs im heutigen Deutsch ist die eines adnominalen Attributs, während die Objektfunktion marginal ist. Die Distribution der Personalpronomina im Genitiv ist gewissermaßen doppelt markiert: Als Objekt vertreten sie eine in der heutigen Sprache marginale Valenzmöglichkeit, und in attributiver Funktion kommen sie nur ausnahmsweise vor in Fällen wie *unser aller Glück* und *es waren ihrer fünf*. Ihre Vorkommenshäufigkeit in der modernen Sprache dürfte insgesamt extrem niedrig sein. Das einzige hochfrequente disyllabische Personalpronomen ist die Form des Dat. Pl. *ihnen*.

Allgemein gilt, dass hochfrequente Wörter zu phonologischer Kürze neigen (vgl. Zipf 1935: 31f.; 1949: 63). Es wäre nicht zu erwarten, dass hochfrequente einsilbige Personalpronomina von dreisilbigen Identitätspronomen verdrängt werden sollten, zumal kein Ersatz für das jetzige Identitätspronomen in Sicht ist.

6. Adjektiv- und Determinativflexion

Eine Hauptregel der heutigen deutschen Adjektiv- und Determinativflexion besagt, dass flektierte Determinative „starke“ und darauf folgende, in deren Skopus stehende Adjektive „schwache“ Flexionsendungen aufweisen. Vgl. (13):

- (13) *alle* [st.] *diese* [st.] *meine* [st.] *schönen* [schw.] *alten* [schw.] *Bücher*

In früheren Jahrhunderten erschienen nach den fraglichen Determinativen manchmal auch starke Endungen (Lockwood 1968: 43ff.; Dal/Eroms 2014: 68ff.):

(14) Determinative

a. Definitartikel:

in dem allerernstlichstem [st.; jetzt schw. -en] *Ernste* (Lessing);

die vergangne [st.; jetzt schw. -en] *Zeiten* (Goethe)

b. Demonstrativpronomina *dies-*, *jen-*:

dieser toter [st.; jetzt schw. -e] *Hund* (Luther);

diese schwarze [st.; jetzt schw. -en] *Tücher* (Wieland);

jene große und gute [st.; jetzt schw. -en] *Menschen* (Herder)

c. Possessivpronomina:

meine rechte [st.; jetzt schw. -en] *Jünger* (Luther)

d. Quantor *all-*:

alle methodische [st.; jetzt schw. -en] *Bücher* (Lessing)

In solchen Fällen ist möglicherweise eine Tendenz zum phonologisch-morphologischen Parallelismus wirksam gewesen.

Andererseits finden sich auch Beispiele dafür, dass gewisse in semantischer Hinsicht determinativähnliche Adjektivlexeme gelegentlich mit folgendem schwachem Adjektiv verbunden werden:

(15) Determinativähnliche Adjektive

a. *ander-* als Ausdruck eines Identitätsunterschiedes:

andere verwandten [schw.; jetzt st. -e] *Empfindungen* (Lessing)

b. Die Quantitätsadjektive *viele*, *einige*, *mehrere*:

viele verdeckten [schw.; jetzt st. -e] *Tränen* (Jean Paul);

so vieler neueren [schw.; jetzt st. -er] *Dichter* (Lessing);

mehrerer entgegengesetzten [schw.; jetzt st. -er] *Eigenschaften* (Goethe)

Der Vergleich der Beispiele in (14) und (15) legt den Gedanken nahe, dass die Wörter in (14) semantisch-funktional „starke“, die in (15) aber weniger typische, „schwächere“ Determinative sind und dass die heutige Adjektivmorphologie sich nach einem Prinzip der (abgestuften) semantischen Determinativtypizität richtet. Insofern sind die Fälle in (15) aus heutiger Sicht als Beispiele für rückgängig gemachte Teilgrammatalisierung anzusehen. Man vergleiche, dass bei „schwächeren“, nicht prototypischen Determinativen wie dem „dualischen Allquantor“ *beide* und dem textdeiktischen *folgend-* ein Schwanken zwischen nachfolgendem starkem und schwachem Adjektiv zu beobachten ist. Vgl. (16):

(16) a. *der Zusammenschluss beider* [st.] *sozialistischer* [st.] / *sozialistischen* [schw.] *Parteien*

b. *folgende schwierige* [st.] / *schwierigen* [schw.] *Fälle*

Nach *einig-* wird im Singular schwach und im Plural stark flektiertes Adjektiv gebraucht:

(17) a. *nach einigem* [st.] *schamhaften* [schw.] *Gerede*

b. *einige* [st.] *schamhafte* [st.] *Worte*¹

¹ Diese und weitere einschlägige Beispiele sind bei Zifonun u. a. 1997: 1936–1951 ausführlich diskutiert.

Die hier besprochenen flexivischen Gegebenheiten sind verknüpft mit einem generellen morphosyntaktischen Strukturprinzip der „Wortgruppenflexion“ (Werner 1979; Pavlov 2003: 97–108; Duden 4 2005: 964f.), von dem das alte indoeuropäische und germanische, auf der morphologischen Markierung von Einzelkonstituenten basierende Kongruenzprinzip ersetzt wurde und dem zufolge die grammatische Kategorienzugehörigkeit eines Nominalgliedes häufig nur einmal („Monoflexion“) (18a), höchstens zweimal („Diflexion“) (18b) distinktiv zum Ausdruck gebracht wird. Vgl. die beiden Realisierungen von Gen. Sg. Mask. in (18):

- (18) a. *des neuen Kunden* [Monoflexion]
 b. *des alten Mannes* [Diflexion]

Distinktive Einzelmorpheme in der heutigen Sprache sind lediglich Gen. Sg. *-es* (bei Substantiven und determinativen Attributen), Dat. Sg. *-em* (bei determinativen und adjektivischen Attributen) und Nom./Akk. Sg. *-as* (nur beim bestimmten Artikel). Die übrigen Endungen *-e*, *-er*, *-en* sind alle isoliert betrachtet multifunktional, sodass die jeweils aktuelle Kategorienmarkierung erst durch ihre Kooperation bei zwei unterschiedlichen Konstituenten innerhalb der NP im Kontext vom Genus und Numerus des Substantivs zustande kommt. Vgl. (19):

- (19) a. *Sie hilft der alten Frau-Ø* [Dat. Sg. Fem.]. vs. *Sie gedachten der verstorbenen Helden* [Gen. Pl.].
 b. *Sie betreute den alten Patienten* [Akk. Sg. Mask.]. vs. *Sie hilft den alten Frauen* [Dat. Pl.].

Durch das Strukturprinzip der Wortgruppenflexion einschließlich Monoflexion kann freilich unter Umständen das Prinzip der Determinativtypizität hintangestellt werden. In Fällen wie (20a) erscheint wegen des gemeinsamen Adjektivstatus bei beiden vorangestellten Attributen normgerecht die starke Endung des Dat. Sg. *-em*; daneben finden sich aber auch monoflexivische Fälle wie (20b) mit distinktiver Markierung des Dat. Sg. nur am ersten der beiden Adjektive:

- (20) a. *nach gutem* [Adj., st.] *altem* [Adj., st.] *Gebrauch*
 b. *nach gutem* [Adj., st.] *alten* [Adj., schw.] *Gebrauch*

Bei *all-* wäre wegen des Determinativstatus im Gen. Sg. Mask./Neutr. eigentlich starke Flexion zu erwarten; normgerecht ist aber in (21a) wegen der distinktiven Substantivendung die schwache Endung (zur paradoxen Einstufung von „Genitivformen“ auf *-en* als „stark“ – vgl. Ágel 2003: 3). In Fällen wie (21b), wo bei dem (hier substantivierten) Adjektiv eine entsprechende distinktive Genitivendung *-es* systematisch fehlt, erscheint sie dafür beim Determinativ *all-*:

- (21) a. *die Rettung allen* [Det., schw.] *Goldes* / **alles* [Det., st., aber nicht der heutigen Norm entsprechend]
Goldes

- b. *die Verneinung alles* [Det., st., der heutigen Norm entsprechend] *Universellen* [Adj., schw.] / **allen* [schw., hier nicht der heutigen Norm entsprechend] *Universellen* [Adj., schw.]

Das Ergebnis ist in beiden Fällen morphologisch distinktive Monoflexion.

7. Platzhalter in Initialposition in Aussagesätzen

Im Althochdeutschen konnte das Temporaladverb *thô, dô*, das in der entsprechenden Position im lateinischen Originaltext keine Entsprechung hatte, als satzinitialer Platzhalter mit abgeschwächter oder unspezifischer Bedeutung verwendet werden (Lockwood 1968: 56, 257, 259):

- (22) a. Latein: *dixit autem Maria*
 ‚Maria sprach aber.‘
 Althochdeutsch: *thô quad Maria* (Tatian; Wunderlich/Reis 1924: 109)
- b. Latein: *respondit ei languidus*
 ‚Der kranke Mann antwortete ihm.‘
 Althochdeutsch: *thô antwurtita imo ther seocho* (Tatian; Lockwood 1968: 259)

Dieser Gebrauch setzte sich zuerst im Mittelhochdeutschen fort, wuch aber dann dem Nom./Akk. Sg. des Personalpronomens *ez* (Dal/Eroms 2014: 82). Vgl. (23):

- (23) *ez wuohs in Burgunden ein vil edel magedin* (Nibelungenlied)
 ‚Ein sehr edles Mädchen wuchs in Burgund auf.‘

Im Unterschied zu *thô, dô*, bei dem die Möglichkeit einer temporalen Interpretation im Prinzip wohl häufig vorhanden war, ist *ez*, das sich in der rein syntaktisch-topologisch bedingten Verwendung in Fällen wie (23) jeglichen Valenzbindungen entzieht, völlig semantisch leer. Das Personalpronomen *ez* wird auf diese Weise dereferenzialisiert (wie auch beim Gebrauch als „formales“ Subjekt oder Objekt) und auf radikale Weise syntaktisch rekategorisiert bzw. regrammatalisiert.

Der Grund für den Ersatz von *thô, dô* durch *ez* ist dem der futurisch bezogenen Modalverben *sollen, wollen* durch *werden* ähnlich: Ein vollsemantisch interpretierbares Element (deontisches Modalverb bzw. Temporaladverb) wird durch ein anderes Element ersetzt, das sich besser eignet für Reduktion auf eine abstraktere semantische Kernkomponente bzw. völlige inhaltliche Neutralisierung. Ersteres ist bei *werden* der Fall, wo aus aktionaler Transformativität temporale Prospektivität geworden ist, letzteres bei dem referenziell und grammatisch neutralisierten Platzhalter *ez*.

8. Ethischer Dativ

Als eine semantische Hauptfunktion des Kasus Dativ im heutigen Deutsch kann die morphologische Kennzeichnung eines Benefizienten (Nutznießers) bzw. Malefizienten einer Verbalhandlung angesehen werden. Der heutige sog. ethische Dativ erscheint als eine spezielle Variante dieser semantischen Funktion, die laut Wegener (1989) syntaktische Eigenschaften erworben habe, die für bestimmte Adverbien bzw. Partikelwörter kennzeichnend sind; vor allem könne der ethische Dativ (eth. Dat.), so Wegener (1989: 59), zusammen mit einem gewöhnlichen valenzbedingten Dativobjekt (vb. Dat.) im selben Satz stehen:

- (24) a. *Dass du mir* [eth. Dat.] *niemandem* [vb. Dat.] *was davon sagst!*
 b. *Der Blüm, der hat dir* [eth. Dat.] *dem Pinochet* [vb. Dat.] *aber die Meinung gesagt!*
 c. *Nun wasch mir* [eth. Dat.] *dir* [vb. Dat.] *endlich die Haare!*

Vorausgesetzt, dass die sog. „freien“ Dative insgesamt in syntaktischer Hinsicht Objekte sind, ist beim „ethischen Dativ“ Übergang zu einer Adverbien bzw. „Modalpartikeln“ ähnlichen Verwendung zu verzeichnen, was als Beispiel für „Degrammatikalisierung“ der Dativfunktion anzusehen ist. Unter der weiteren Voraussetzung, dass Modalpartikeln eine „geschlossene“, jedenfalls kleine Gruppe diskursbezogener Adverbien bilden, die als eine besondere Art „grammatischer“ Elemente angesehen werden können (so offensichtlich z. B. Traugott 1997), kämen die von Wegener (1989) beschriebenen „ethischen Dative“ auch als ein Beispiel für „Regrammatikalisierung“ in Betracht.

Der bemerkenswerte Umstand, dass der ethische Dativ eine gewisse, freilich beschränkte paradigmatische Variation (*mir, dir, Ihnen*) noch aufweist, wird als morpho-syntaktisches Relikt des früheren Objektstatus zu verstehen sein.

9. Althochdeutsch *-lîhho*, mittelhochdeutsch *-lîche* als Adverbsuffix

Die Wortbildung ist insofern für die Grammatikalisierungsdiskussion von Belang, als grammatische Fragestellungen wie Wortartenklassifikation oder grammatische Kategorien wie Genus davon betroffen sein können. Laut Lockwood (1968: 51f.) gab es im Althochdeutschen das produktive Adverbsuffix *-lîhho* als Weiterbildung des Adjektivsuffixes *-lîh* vermittelt des Adverbsuffixes *-o*, wie in Adj. *gitriuwi* – Adv. *gitriuwilîhho*; die mittelhochdeutsche Entsprechung ist *-lîche*.

Die ehemalige Produktivität von *-lîhho* als Adverbformans ist im Neuhochdeutschen verloren gegangen; geblieben sind lediglich lexikalisierte Relikte wie *freilich*, *reichlich*, *schwerlich*, die alle eine semantische Sonderentwicklung erfahren haben. Für das Ausscheiden der adverb bildenden Funktion lassen sich mehrere Gründe anführen, zunächst wohl die im Frühneuhochdeutschen weit um sich greifende *e*-Apo-

kope, die einen Zusammenfall des Adverbsuffixes *-liche* mit dem Adjektivsuffix *-lich* herbeigeführt haben musste und durch die auch das ahd. Adverbsuffix *-o* > mhd. *-e* schwinden musste. Als neues Muster für die Bildung von Adverbien auf Grund von Adjektiven gilt nun der unflektierte, suffixlose Adjektivstamm: Adv. *schön* gleich Adj. *schön*. Wer hier Grammatikalisierungsperspektiven bemühen möchte, könnte so argumentieren, dass das Ausscheiden von *-lich* als produktives Adverbsuffix und seine Spezialisierung auf die Adjektivbildung als Anzeichen der Regrammatikalisierung aufzufassen seien, die auch ein höheres, weil spezialisierteres, Grammatikalisierungsniveau bedeuten würden.

10. Ergebnisse der besprochenen Teil- und Regrammatikalisierungen

Die im vorliegenden Aufsatz besprochenen, ziemlich verschiedenen Teilgrammatikalisierungen betreffen sowohl die Ausdrucks- wie auch die Inhaltsseite der fraglichen Formen und Konstruktionen.

Schon in einer frühen Phase der Herausbildung des periphrastischen Perfekts scheidet *eigan* zugunsten der Verallgemeinerung von *haben* als Hilfsverb aus. Im Futur wird ebenfalls das Schwanken zwischen *sollen* und *wollen* im Mittelhochdeutschen zugunsten von *werden* entschieden. Im morphologischen Bereich geht bei *haben* usw. die Opposition zwischen Voll- und Kurzformen im Neuhochdeutschen verloren. Trotz ihrer unzweifelhaften Expressivität haben die längeren Identitätspronomina es nicht geschafft, sich als ernsthafte Konkurrenten der kürzeren Demonstrativ- und Personalpronomina zu etablieren. Das frühere Schwanken zwischen starken und schwachen Endungen bei Adjektiven und Determinativen ist stark reduziert; wo es dieses Schwanken noch gibt, lässt es sich größtenteils funktional motivieren im Sinne der Wortgruppen- bzw. der Monoflexion. In allen diesen Fällen ist das Ergebnis formale Vereinheitlichung im Bereich grammatischer Ausdrucksmittel. Damit verbunden ist die Beseitigung von Doppeldeutigkeiten bzw. eine Stärkung der Korrelation von einheitlicher Ausdrucksform und abstraktem kategorialem Inhalt.

Bei dem satzinitialen Platzhalter, dem ethischen Dativ und dem Formans *-lich* sind Distributionsänderungen zu verzeichnen. Das althochdeutsche Temporaladverb *thô*, *dô* konnte (wie seine heutigen Pendanten) sowohl satzinitial wie auch im Satzinneren stehen; als satzinitialer Platzhalter unterschied es sich vom entsprechenden vollsemantischen Adverb nur durch pragmatisch zu entschlüsselnde Desemantisierung. Sein mittelhochdeutscher Ersatz *ez* (nhd. *es*) ist dafür durch volle referenzielle Entleerung und syntaktisch-funktionale Regrammatikalisierung gekennzeichnet; der Platzhalter *ez/es* kann zusammen mit einem Nominativsubjekt im selben Satz stehen und zeigt dadurch, dass er einer Analyse als syntaktisches Subjekt nicht zugänglich ist. Ähnlich kann der ethische Dativ nach der Re kategorialisierung als Adverb mit einem gewöhnli-

chen Dativobjekt im selben Einfachsatz kookkurrieren. Die beim mittelhochdeutschen Formans *-lich* erfolgte funktionale Einengung auf adjektivbildende Funktion bedeutet eine Vereinheitlichung der Distribution der damit gebildeten Wörter.

11. Schlusswort: „charakterologische“ Typizität

Im vorliegenden Beitrag ging es um grammatische Züge, die wohl für das Deutsche als „typisch“ anzusehen sind. Es geht dabei nicht unbedingt um „Prototypizität“ im kognitivlinguistischen Sinne (vgl. dazu z. B. Newmeyer 1998: 164–223), sondern eher um eine einzelsprachspezifische Typizität bzw. „Natürlichkeit“ im Sinne von Nübling (2000: 251): „Bewegt sich eine Sprache via Sprachwandel in Richtung ihrer spezifischen Struktureigenschaften, so ist auch dies als eine Form vermehrter Natürlichkeit zu bewerten, auch wenn dies universeller Natürlichkeit zuwiderläuft, [...]“. Diese Sehweise berührt sich mit der von dem Prager Linguisten Vilém Mathesius skizzierten „Charakterologie“ (Mathesius [1928] 1964), in der es nicht um universale Typologie, sondern um typologisch kennzeichnende, eben „charakterologische Züge“ von Einzelsprachen geht. Die von uns diskutierten deutschen Entwicklungen aus dem Bereich der Teil- und Reagrammatikalisierung sind unter diesem Aspekt zu betrachten.

Haben im Perfekt ist ein typisches deutsches Hilfsverb in dem Sinne, dass es ein Vollverbpendant hat, keine stilistisch oder anderswie motivierte(n) Dublette(n) aufweist und funktional eindeutig ist (was freilich ein allgemein übliches, „prototypisches“ Ergebnis von Auxiliarisierungsprozessen sein dürfte). Gleiches trifft auf das Futurauxiliar *werden* zu, bei dem funktionale Eindeutigkeit offensichtlich leichter zu erreichen war als bei den mittelhochdeutschen Modalverben in gleicher Funktion, die *werden* ablöste.

Deutsche Personalpronomina waren schon immer, ihrer hohen Gebrauchsfrequenz entsprechend, typischerweise kurz und am häufigsten einsilbig. Es war wohl nie wahrscheinlich, dass sie durch Pronominalformen mit anderer, umfänglicherer Silbenstruktur hätten ersetzt werden können, auch wenn diese ein höheres Maß an Expressivität hatten und tendenziell desemantisierungsfähig waren.

In der Adjektiv- und Determinativflexion machten sich zwei allgemeine, für das Deutsche typische und kennzeichnende Züge geltend: Zum einen werden gewisse definite Determinative einschließlich des Allquantors einerseits und Adjektive andererseits morphologisch unterschieden (dabei sind freilich sowohl diachron als auch synchron gewisse Schwankungen zu beobachten), und zum anderen hat sich in der NP-Morphologie das Prinzip der Gruppenflexion (als Mono- bzw. unterschiedliche NP-Konstituenten involvierende Diflexion oder Morphemkooperation) eingebürgert. Der damit verbundenen morphosyntaktisch geregelten Verteilung starker und schwacher Determinativ- bzw. Adjektivformen entspricht, dass bei deutschen Adjektiven die alte germanische Definitheitsopposition zwischen definiten schwachen und indefiniten

starken Adjektiven, die in den nordgermanischen Sprachen noch immer besteht (vgl. z. B. Hansen/Heltoft 2011: 836–838), schon längst aufgegeben wurde; Definitheit wird jetzt – „analytisch“ – durch definite Determinative angezeigt. (Wie schon bemerkt, kann die Determinativtypizität unter Umständen von dem Strukturprinzip der Monoflexion überlagert werden, vgl. z. B. (20b), (21b)).

Als positionsbedingter Platzhalter hat die dereferenzialisierte Pronominalform *ez/es* das eher semantisch (re)interpretierbare Adverb ‚da(nn)‘ ersetzt. Dies erscheint bei einem strukturbedingten syntaktischen Funktionselement natürlich und ist ein typischer Zug, den das Deutsche mit dem Norwegischen, Schwedischen und Inskandinavischen teilt (freilich bei etwas unterschiedlichen Vorkommensbedingungen).

Der „ethische Dativ“ mag als ein reichlich marginales Phänomen anmuten, aber seine Regrammatalisierung als sog. Modalpartikel bedeutet eine Vermehrung einer großen Gruppe diskursbezogener Partikeln, die im Vergleich zu anderen europäischen Sprachen im Deutschen besonders zahlreich vertreten zu sein scheint und demnach für das Deutsche typisch ist (vgl. z. B. Heinrichs 1981: 66).

Das Ausscheiden von *-lich* als Adverbsuffix hat nicht nur funktionale Vereinheitlichung als Adjektivsuffix zur Folge. Während in vielen anderen europäischen Sprachen Adverbien aus Adjektiven morphologisch (skandinavisch durch die Adjektivendung Neutr. Sg. *-t*, ähnlich russisch *-o*) oder durch ein Wortbildungssuffix, z. B. engl. *-ly*, franz. *-ment*, span./ital. *-mente*) gebildet werden, entsprechen sie im Deutschen typischerweise dem Adjektivstamm (Adj./Adv. *schön*).

Die hier genannten Erscheinungen und Entwicklungen des Deutschen gehören u. E. zu seiner „charakterologischen“ Beschreibung. Es gehört mit dazu, dass daran Teil- und Regrammatalisierungen auf wesentliche Weise beteiligt sind.

Literatur

- Ágel, Vilmos (2003): „Prinzipien der Grammatik.“ In: Lobenstein-Reichmann, Anja/Reichmann, Oskar (Hgg.): *Neue historische Grammatiken. Zum Stand der Grammatikschreibung historischer Sprachstufen des Deutschen und anderer Sprachen*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag. 1–46.
- Askedal, John Ole (1995): „Geographical and typological description of verbal constructions in the modern Germanic languages.“ In: Askedal, John Ole/Bjorvand, Harald (Hgg.): *Drei Studien zum Germanischen in alter und neuer Zeit*. Odense: Odense University Press. 95–146.
- Askedal, John Ole (1997): „Drohen und versprechen als sogenannte ‚Modalitätsverben‘ in der deutschen Gegenwartssprache.“ *Deutsch als Fremdsprache* 34, 12–19.
- Askedal, John Ole (1999): „Zur Frage der Auxiliarisierung einiger deutscher Verben. *Anstehen, belieben, bleiben, brauchen, drohen, gedenken, machen, pflegen, scheinen, suchen, versprechen, verstehen, wissen* mit Infinitiv im Lichte der Grammatikalisierungstheorie.“ In: Skibitzki, Bernd/Wotjak, Barbara (Hgg.): *Festschrift für Gerhard Helbig zum 70. Geburtstag. Linguistik und Deutsch als Fremdsprache*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag. 1–13.
- Askedal, John Ole (2005a): „Grammatikalisierung und Persistenz im deutschen ‚Rezipienten-Passiv‘ mit *bekommen / kriegen / erhalten*.“ In: Leuschner, Torsten/Mortelmans, Tanja/De Groodt, Sarah (Hgg.): *Grammatikalisierung im Deutschen*. Berlin/New York, NY: Walter de Gruyter. 211–228.

- Askedal, John Ole (2005b): „The syntagmatic and paradigmatic patterning of modality in modern German.“ In: Klinge, Axel/Høeg Müller, Henrik (Hgg.): *Modality: Studies in Form and Function*. London, UK/Oakville, CT: Equinox. 187–213.
- Askedal, John Ole (2008): „„Degrammaticalization‘ versus typology: Reflections on a strained relationship.“ In: Eythórsson, Thórhallur (Hg.): *Grammatical Change and Linguistic Theory: The Rosendal Papers*. Amsterdam/Philadelphia, PA: John Benjamins. 45–77.
- Behaghel, Otto (1923): *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung*. Bd. I: *Die Wortklassen und Wortformen*. Heidelberg: Carl Winter’s Universitätsbuchhandlung.
- de Boor, Helmut/Wisniewski, Roswitha (1998): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. Zehnte Auflage, durchgesehen in Zusammenarbeit mit Helmut Beifuss. Berlin/New York, NY: Walter de Gruyter.
- Braune, Wilhelm (2004): *Althochdeutsche Grammatik*. Bd. I: *Laut- und Formenlehre*. 15. Auflage, bearbeitet von Ingo Reiffenstein. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Dal, Ingerid/Eroms, Hans-Werner (2014): *Kurze deutsche Syntax auf historischer Grundlage*. 4. Auflage. Neu bearbeitet von Hans-Werner Eroms. Berlin/Boston, MA: Walter de Gruyter.
- Fleischer, Jörg (2007): „Das prädikative Adjektiv und Partizip im Althoch- und Altniederdeutschen.“ *Sprachwissenschaft* 32, 279–348.
- Greenberg, Joseph (1966): *Language Universals: With Special Reference to Feature Hierarchies*. The Hague: Mouton.
- Hansen, Erik/Heltoft, Lars (2011): *Grammatik over det Danske Sprog*. Bd. II: *Syntaktiske og grammatiske helheder*. Odense: Syddansk Universitetsforlag.
- Haspelmath, Martin (1999): „Why is grammaticalization irreversible?“ *Linguistics* 37, 1043–1068.
- Haspelmath, Martin (2004): „On directionality in language change with particular reference to grammaticalization.“ In: Fischer, Olga S./Norde, Muriel/Perridon, Harry (Hgg.): *Up and Down the Cline: The Nature of Grammaticalization*. Amsterdam/Philadelphia, PA: John Benjamins. 17–43.
- Heine, Bernd/Kuteva, Tania (2002): *World Lexicon of Grammaticalization*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.
- Heinrichs, Werner (1981): *Die Modalpartikeln im Deutschen und Schwedischen. Eine kontrastive Analyse*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Himmelman, Nikolaus P. (2004): „Lexicalization and grammaticization: Opposite or orthogonal?“ In: Bisang, Walter/Himmelman, Nikolaus P./Wiemer, Björn (Hgg.): *What Makes Grammaticalization: A Look from its Components and its Fringes*. Berlin: Mouton de Gruyter. 21–42.
- Hopper, Paul J./Traugott, Elizabeth Closs (2003): *Grammaticalization*. 2nd edition. Cambridge, UK: Cambridge University Press.
- Janda, Richard D. (2001): „Beyond ‚pathways‘ and ‚unidirectionality‘: On the discontinuity of language transmission and the counterability of grammaticalization.“ *Language Sciences* 23, 265–340.
- Lenz, Alexandra N. (2013): *Vom „kriegen“ und „bekommen“*. *Kognitiv-semantische, variationslinguistische und sprachgeschichtliche Perspektiven*. Berlin/Boston, MA: Walter de Gruyter.
- Lobenstein-Reichmann, Anja/Reichmann, Oskar (Hgg.): *Neue historische Grammatiken. Zum Stand der Grammatikschreibung historischer Sprachstufen des Deutschen und anderer Sprachen*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Lockwood, William B. (1968): *Historical German Syntax*. Oxford: Clarendon Press.
- Mathesius, Vilém ([1928] 1964): „On linguistic characterology with illustrations from modern English.“ In: Vachek, Josef (Hg.): *A Prague School Reader in Linguistics*. Bloomington, IN: Indiana University Press. 59–67.
- Meillet, Antoine ([1912] 1958): „L’évolution des formes grammaticales.“ In: Meillet, Antoine: *Linguistique historique et linguistique générale*. Paris: Champion. 130–148.
- Newmeyer, Frederick J. (1998): *Language Form and Language Function*. Cambridge, MA/London: The MIT Press.

- Norde, Muriel (2009): *Degrammaticalization*. Oxford, UK: Oxford University Press.
- Nübling, Damaris (2000): *Prinzipien der Irregularisierung. Eine kontrastive Analyse von zehn Verben in zehn germanischen Sprachen*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Pavlov, Vladimir M. (2003): „Zur Entwicklung der Substantivdeklinaton im Deutschen.“ In: Lobenstein-Reichmann, Anja/Reichmann, Oskar (Hgg.): *Neue historische Grammatiken. Zum Stand der Grammatikschreibung historischer Sprachstufen des Deutschen und anderer Sprachen*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag. 87–109.
- Stathi, Katerina/Gehweiler, Elke/König, Ekkehard (2010): „Introduction.“ In: Stathi, Katerina/Gehweiler, Elke/König, Ekkehard (Hgg.): *Grammaticalization: Current Views and Issues*. Amsterdam/Philadelphia, PA: John Benjamins. 1–13.
- Traugott, Elizabeth Closs (1997): „The role of the development of discourse markers in a theory of grammaticalization.“ Vortrag gehalten auf ICHL XII, Manchester 1995; Version von 1997, Department of Linguistics, Stanford University, CA; <<http://web.stanford.edu/~traugott/papers/discourse.pdf>>.
- Wegener, Heide (1989): „Eine Modalpartikel besonderer Art: Der Dativus Ethicus.“ In: Weydt, Harald (Hg.): *Sprechen mit Partikeln*. Berlin/New York, NY: Walter de Gruyter. 56–77.
- Werner, Otmar (1979): „Kongruenz wird zu Diskontinuität im Deutschen.“ In: Brogyanyi, Bela (Hg.): *Studies in Diachronic, Synchronic, and Typological Linguistics: Festschrift for Oswald Szemerényi on the Occasion of his 65th Birthday*. Part II. Amsterdam: John Benjamins. 959–988.
- Westvik, Olaf Jansen (2000): „Über Herkunft und Geschichte des werden-Futurs. Eine Auseinandersetzung mit neuerer und neuester Forschung.“ In: Richter, Gerd/Riecke, Jörg/Schuster, Britt-Marie (Hgg.): *Raum, Zeit, Medium – Sprache und ihre Determinanten. Festschrift für Hans Ramge zum 60. Geburtstag*. Darmstadt: Hessische Historische Kommission Darmstadt. 235–262.
- Wunderlich, Hermann/Reis, Hans (1924): *Der deutsche Satzbau*. Erster Band. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage. Stuttgart/Berlin: J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno u. a. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Bd. 1–3. Berlin/New York, NY: Walter de Gruyter.
- Zipf, George K. (1935): *The Psychobiology of Language*. New York, NY: Houghton Mifflin.
- Zipf, George K. (1949): *Human Behavior and the Principle of Least Effort: An Introduction to Human Ecology*. Cambridge, MA: Addison-Wesley Press.

